

Sperlingssommer

J. Monika Walther

Erzählungen



ORANGE
CURSOR
.....

Sperlingsommer

Erzählungen

J. Monika Walther

Verlag Orange Cursor

Erstausgabe im November 2013
als Orange Cursor-E-Book
Alle Rechte bei Orange Cursor

Coverfoto: persönliches Geschenk von und © Barbara Dietl
www.dietlb.de

Copyright © 2013
by Orange Cursor
A-9020 Klagenfurt
Schlossweg 6
www.orangecursor.com

We never know we go – when we are going

Emily Dickinson

In Dank für Annette Viktoria Uhlending

Spiegelbild

Guten Tag, wie schön, lächeln. Umarmen freuen. Guten Tag, wie schön. Guten Tag. Ich war in Schweden, sah Kraniche tanzen, sie sangen. Ich war in den Cevennen, hörte die Pfauen in der Nacht schreien. Guten Tag, wie schön, lächeln. Freuen, wie schön. Der See glänzt.

Guten Tag. Ich war im kanadischen Schnee und unten am Fluss, so breit der Saint Laurent, die Eisschollen klirren über dem dunkelgrünen Wasser.

Ich war in der heißen, in der kalten Wüste, im jüdischen Land, Schüsse. Guten Tag, wie schön, lächeln. Freuen. Das Schiff legt pfeifend ab.

Guten Tag. Ich war in Spanien, Franco starb spät. Ich hörte den Schrei. Grândola, Vila Moreno. Nach dem Abschied. Das Signal. Die Truppen. Die Grenzen geschlossen, die Gefängnisse der Pide gestürmt. Grândola, Vila Moreno nach dem Abschied. Ich hörte die Schüsse. Franco starb spät. Guten Tag, wie schön, lächeln. Umarmen freuen. Guten Tag, wie schön.

Guten Tag. Ich war in Polen, im kasubischen Land, Tucheler Heide, Legbond. Niemand zu Hause, schlafen. Fische kommen in der Nacht. Vodka und Kartoffeln. Monia Monia. Wie schön umarmen. Trinken. Guten Tag. Vodka im polnischen Wald wie erschlagen weinen die Herzen bin zu alt wurde der Wärme beraubt war nirgends eine Straße weiter bin zu alt komm her. Keinen guten Tag wie schön lächeln. Der Fluss gefroren. Kein Holz gelegt.

Guten Tag. Ich war eine Straße weiter. Die Schwäne weinen im Eisen. Die Spur verloren. Eine Straße weiter. Keinen guten Tag ganz nah. Guten Tag freue mich nicht lächle Zeit vorbei. Guten Tag wie schön morgen.

Mit Lachen und mit Tränen

Quotidie damnatur qui semper timet

Die qualmende Zigarette fiel vom Rand des Aschenbechers auf den Tisch. Sally rührte sich nicht, sie saß in dem langen dämmrigen Gang vor ihrem Zimmer an einem schmalen Holztisch. Teppiche übereinander liegend. Viele Bilder von Landschaften und Vergangenheit an den Wänden. Sie saß auf einem alten Ledersofa mit aufrechter Lehne und schaute auf die enge, sich durch das Dorf windende Straße. Sally hatte beide Fensterflügel geöffnet. Vor ihr eine alte kleine Kirche, so weiß, so schön. So gerade stand sie mitten im Dorf zwischen den Häusern, auf deren Wänden verblichene Schriftzüge erzählten, wie alles einmal gewesen war, als noch jedes Haus bewirtschaftet wurde, die Kneipe im Felsen, Crotto, später eine Disco, Bäcker und Metzger, Milch und Käse, ein Schreiner, ein Schmied hatte Kutschräder gebaut und Pferde beschlagen, im Wappen der wehrige Geißbock, der das Leben und die Bewohner vor sich hertrieb, wie ringsum in den Dörfern und Kleinstädten, als alle Sprachen noch geredet und gewechselt wurden: Italienisch, Rätisch, das Bargajot, Deutsch. Jenseits der Wasserscheide zwischen den Alpen. Zwischen dem Julierpass und dem Septimer. Ein Straßendorf. Auf dem Weg zwischen Chur und der reichen und dreisten Welt in St. Moritz, der klugen und feinen Welt in Sils-Maria. Der Stall an der Wegscheide. Port Stalla. Die beiden Pässe, das Bergell und das Engadin. Der Weg. Hinauf in die Berge und hinüber. Weg. Dem Himmel näher. Weg. Hinunter, dem Fegefeuer mit den dunklen Seelen näher. Lachen stirbt mit den Lippen, Liebe stirbt nicht mit dem Geliebten. Jeder Kuss währt einen Kuss. Wenige, die gewähren und bewahren über den letzten Kuss hinaus. Und weiter hinunter in die Hölle. Die Erinnerung vergessen. Sich vergessen. Und erfahren, wie Johannes es offenbart und Sally die Worte mit dreißig nach ihrer Scheidung vom Pfarrer des Dorfes ins Ohr geschrien bekam, als sie seine vor der Jungfrau Maria geflüsterten Obszönitäten zurückwies, das Zwicken ihrer Brustwarzen, seine Hand zwischen ihren Beinen packte und in die brennenden Andachtskerzen stieß: »Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.« Ins Gesicht hatte sie ihm gespuckt und war gerannt. Weg aus seinem Leben, in ihr Leben. Weg aus dem deutschen Dorf.

Sally war angekommen, hatte zuvor nichts von dem Ort gewusst, hatte ein Zimmer gesucht. Das Auto hingestellt. Platz war. Ein Wagen aus Würzburg. Vier Schweizer Autos. Aus vier Kantonen. Angehalten. Das Hotel von außen ein großes und hohes Haus, innen zwei ineinander verschachtelte alte Häuser, viele Fenster, dunkles Holz, alt,

würdig, mit Teppichen belegte Treppen, zwischen allen Gängen drei, vier breite ausgetretene Stufen dazwischen. Ausgleich zwischen den Häusern, zwischen alt und neu und Umbauten.

Es duftete nach Kaffee, Schnaps, gerösteten Kastanien und gebratenem Wild. Der Hunger war über sie hergefallen, aber erst das Zimmer bestellen. Für wie viele Nächte wusste sie nicht. Ein Aufzug gerade passend für zwei Menschen und zwei Koffer, also sie und ein Koffer und die Frau vom Hotel. Aufschließen, schauen, ob es recht wäre. Ja, es war. Das breite Bett. Das tiefe Fenster nach draußen, ein Schreibtisch, das winzige Bad. Der dunkle Flur davor ein Geheimnis mit Teppichen, Chaiselongues, Sesseln, Stühlen, Bildern vom Piz Corvatsch. Zusammengeklebte Berggipfel. Panoramen. Unterschriften von Seilschaften. Familien, Paare hatten sich immer wieder gefunden, auf den Gipfeln, im Ort. Da standen sie vor Schneehauben, weißen Bergzacken und lachten, glücklich. Sonnengesichter. »Wie Sieger!«, sagte Sally. »Geld müssen diese Leute gehabt haben«, dachte sie. Sie hatte eine Scheckkarte in der Hosentasche. Und zweihundert Franken. Ein überzogenes Konto.

In einer Flurecke hinter der Rezeption ein mächtiges Bild des Hauses, kräftige Pinselstriche, Bergketten und Abhänge in Grün und Braun, das Haus in großer Perspektive, davor Männer in dunklen Anzügen, Frauen mit Schürzen; ein Paar steht stolz. Das Posthotel, eine Kutsche, Pferde im Geschirr. Unter dem Bild liegt auf einem kleinen alten Schreibtisch mit dunklen Intarsien und aufgeklebtem Samt in der Mitte ein Gästebuch, in großem Format, beginnend 1898, eine Hauslehrerin aus Mailand, zwei Frauen, Familien, eine Frau Weill, Klavierlehrerin, ein Herr Wolff, Ingenieur, Mutter und Tochter, immer weiter, die Farbe der Tinten wechseln, die Stärke der Federn, viele Seiten, Spalten, Name, Beruf, Ankunft Abfahrt da gewesen, schön gewesen. Das zweite Gästebuch, noch eines und noch eines. Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg. Nicht in der Schweiz. Flüchtlinge bedankten sich. Sally las, blätterte, sie war neidisch auf die Hauslehrerin, den Ingenieur, auf die Paare, auf diese Paare, auf diese Leben und wusste nicht warum. Sind alle tot und ich lebe. Ihr liefen Sturzbäche von Tränen. Sie flüchtete in einen der dunklen Hotelflure. »Sally, nimm dich zusammen«, sagte sie, aber Sally, vierzig Jahre, mit schönem großem Gesicht, mit dunklen Augen und glänzenden braunen Haaren, Sally, die erfolgreich in einem Opernchor und als Zweitbesetzung singende Sally, die mit den Soloauftritten und einem Gesangsstudio, blieb ohne jede Fassung. Das Handy unterbrach ihr Schluchzen.

SMS Alberto: Ich habe den Pfau erschossen. Warte auf mich! Ignore this sign!

Sally nahm sich zusammen, schlug sich kaltes Wasser ins Gesicht, ging hinunter ins Restaurant, bestellte einen Kaffee und ein großes Glas mit Pflümlischnaps. Beides trug sie hinauf in den Gang vor ihrem Zimmer, setzte sich auf die Bank am Fenster. Sie trank und lachte und seufzte. Unten auf der Straße Wanderer, auf den Wiesen das

saubere Grauvieh mit den großen Glocken. Weiter oben in den Bergen Ziegenherden. Sally wollte ein anderes Leben. Aber wie geht das? Mit Dolch, Gift, Schwert und Tod? Ein anderes Leben, nicht Sterben und Siechen für eine vergebliche Leidenschaft. Eine Ehe hatte sie hinter sich, zwei Liebhaber, einen Freund. Stöhnen und Wimmern. Stand an ihrem Scheideweg. Und stand und stand, trippelnd von einem Fuß auf den anderen.

Zweite SMS von Alberto: Wenn ich dich verlasse, gibst du mir des Nachts Rabatt?

Sally wartete auf Alberto. Mit einem Taxi war er von der Pfaueninsel losgefahren, Zigeunerschnitzel und Pommes, zehn Euro achtzig, das Schlösschen im Blick, eine Frau Enke von Lichtenau abgesetzt, weg war sie auf der Fähre zu ihrem Wilhelm: Es sind nur jene glücklich, die sich viel vormachen können. Nicht denken, nicht fragen. Keine Fragen von Alberto. Trinkgeld zählen, weiterfahren. Sally. Alberto, der weiche und warme Alberto, der unglückliche Alberto, der kluge Paläontologe, der mit Hingabe im Eis Nanofossilien untersucht. Alberto, der sich von einem Projekt zum nächsten arbeitete, immer zu wenig Geld, Taxichauffeur in Berlin und wieder ein halbes Jahr im Eis. Fünfzig Jahre, voller Hingabe und Gedanken. Die ersten grauen Haare, Falten um Mund und Augen. Ein großer schwacher Mann, stark in Leidenschaft und Zärtlichkeit für seine Arbeit und Sally.

Am Bodensee, in Meersburg, hatte er übernachtet, sich vor Sehnsucht krumm gebogen ins Bett gelegt. Sally eine SMS geschrieben: *Parapuzosia seppenradensis – ein Kopffüßler. Er wartete Millionen Jahre, um versteinert zutage zu kommen. Meere mussten verschwinden, Gebirge entstehen, Häuser und Straßen gebaut, Technik erfunden werden, bis er im Tageslicht lag. In Lüdinghausen. Dort war Nordmeer und Gebirge.*

Früh war Alberto losgefahren, im dunklen Regen, im Nebel über den See, kein Säntis zu sehen. Die Fähre nach Romanshorn. Hinein in die Schweiz mit seinem Taxi, seinem Körper, seinem Kopf, der ihn verrückt machte, mit seinen Wünschen. Er wusste nicht wonach. War er zu alt, war er ein Mann oder eine stattliche Frau, ein Kopffüßler oder ein Wunschbaum mit bunten Tüchern und tausend Blättern? Er hatte auf dem höchsten Punkt des Julierpasses gehalten und Sally angerufen. »Ich komme«, hatte er gesagt. »Ich komme. Ich liebe dich«, und dann stand er allein und schaute abwechselnd Richtung Chur und Richtung Maloja, sah in alle vier Himmelsrichtungen, nach oben und nach unten, in alle Himmelsrichtungen, und seine Seele verwehrte von Minute zu Minute. Er drehte und drehte sich und wurde immer weniger da oben auf dem Pass. Er war kein Alberto, kein kluger Mann mehr, und Sally war nicht mehr seine Sally. Er war allein zwischen klingendem Grauvieh, den neugierigen Touristen, die in einen kalt glänzenden Bergsee schauten, und wenn sie in Paaren da waren, standen sie andächtig und im Bewusstsein, besonders zu sein. Nur zwei Frauen, da ging die eine rechts und die andere links. Alberto hätte sie gerne alle getötet. Ausgelöscht. Nicht

einzelnen, wahllos. Mit einem Maschinengewehr, und die Autos in die Luft gesprengt, die speckige Bude mit ihren Ständern voller Ansichtskarten in die Luft gejagt, die drei Männer mit den Schnapsgläsern und der Flasche am Stehtisch, den Funkmasten, mit einer Bombe das Restaurant dem Erdboden gleichgemacht, die Kühe die Abhänge und Abgründe hinuntergescheucht. Zu Tode. Alberto weinte. Wie gerne hätte er nur dagesessen mit einem Menschen, Hand in Hand. Gegessen. Gelächelt. Unbesorgt. Ohne Angst. Berührt. Er wollte so gerne berührt werden, nicht zu oft, aber so, dass er zum Leben erwachte. Alberto schrie, dann rannte er den steilen Hang über dem kalten See hinauf, bis er zusammenbrach. Ohne Luft. Keuchend, stammelnd.

Sallys Zettel: Wie komme ich in Liebe zu Tode, in kleiner Geste und weggeworfen. Die Welt ist immer anders, als ich sie mir denke. Wie bekomme ich ein Gefühl für die Welt? Wie reise ich, um zu sehen, was da ist? Auf hoher See nur das Meer, im Auto die Straße, im Flugzeug Wolken oder nichts oder eine halbe Glatze und eine gefärbte Haartolle.

Immer sind Gäste in meinem Kopf. Sie fressen mein Geheimnis, atmen meine Luft, sie zerschneiden meine Seele, machen mich zur Sklavin.

Alberto kauerte auf dem Gipfel, nahe einer grauschmutzigen Gletscherrinne, und schrie die Namen aller Frauen, mit denen er je zusammen war. Das waren einige – und keine hörte ihn. Keine mehr rief seinen Namen in der Nacht. Es gibt nichts Schöneres, als in der Nacht den eigenen Namen zu hören. Alberto Sally. Alberto. Alberto Raabe. Liebt Sally Lorenzo. Niemand sucht sich seine Liebsten aus. Und dann hat man sie ein Leben lang. Alberto Lorenzo und Sally Raabe, aber nein. Sie hat italienische Großeltern, eingewandert. Küchenputzer, die nächste Generation Pizza quattro-Bäcker. Eine Bude. Bella Italia. Dann die nächste mit einem Gasträum: Adriastube. Und er war einer von hinter der Mauer, einer aus der Lausitz und seine Mutter hatte es satt mit den sorbischen Rabinskys, seine Mutter hatte das ganze Leben satt, seine Mutter wollte nach Sizilien, das blasse Rot. Ocker, staubiges Gelb. Sie hatte keine Ahnung. Er auch nicht. Ein Traum. Sie wollten das Leben ändern und blieben hocken in Berlin, Ost.

Alberto sang, in die Kälte des Gletschers gekauert. Die wenigen Lieder, die er von seiner Mutter kannte. Er wollte Sally lieben und kein Mörder werden. Er schmiss sich die Abhänge hinunter, die Leute unten neben dem Drecksrestaurant juchzten und tranken. Das Grauvieh muhte, ging ein paar Meter beiseite. Muh, bäh. Ein Mensch, ein Albertomensch. Der zog ein Kratzmesser und schabte unter einem Felsen, er schabte sich die Hände blutig.

Dritte SMS von Alberto: Die Insel Henderson Skeletons gab Vögeln und Fischen Raum, aber nicht den Menschen. Menschen waren nicht vorgesehen. Die Insel wollte keine Menschen.

Alberto stellte sich neben die drei Männer mit dem Schnaps und ließ sich aushalten, bis ihm der Gaumen brannte. Der Marillenduft betäubte ihn. Sally saß im Gang vor ihrem Zimmer und schaute auf die Straße, wartete. Sie sagte zu niemandem: »Es gibt Lieben, die zerstören, und Lieben, die Halt geben.« Sally rannte bis ins obere Stockwerk des Hotels und warf einen Stuhl aus dem Fenster, danach schlich sie sich aus dem Haus und ging Hänge hinauf und hinunter, kam wieder, bestellte Abendessen.

Sallys Zettel: Wer sich immer fürchtet, ist Tag für Tag verdammt. Wenn ich nicht sagen kann, was ich will, weil mir die Wörter unbekannt sind. Wenn ich nur die Wörter sagen kann, die ich kenne, bekomme ich nicht, was ich will. Ich drücke die Wörter aus, die ich weiß, sage nicht, was ich meine, frage nach der Post, statt nach der Kirche. Gehe nach rechts, statt nach links, gewinne nicht mein Leben, sondern das der Wörter, die ich weiß. Wo sind die Toiletten, frage ich, und wissen wollte ich, wer mich liebt?

Alberto trank bis in den dunklen Abend, kroch in sein Taxi, schlief. Am frühen Morgen wusch er sich in den Toiletten, dann fuhr er hinunter nach Bivio. Er pflückte Blumen von einer Wiese. September. Die Wiesen dufteten, die Sonne wärmte noch, die Berggipfel strahlten weiß, die Gletscher vertrockneten grau.

SMS von Alberto: Ich will nicht, dass mein Herz schmerzt und ich verlassen bin.

Sally frühstückte. Sally saß vor einem weich gekochten Ei, zwei Würstchen, Bündner Fleisch, Tiroler Schinkenspeck. Sally saß da in einer schwarzen Hose, einem schwarzen Jackett, einem weiß-blau gestreiften Hemd, offen. Sally saß breitbeinig da. Sally hatte viele Zettel in der Nacht vollgeschrieben. Sallys Protokolle ihrer und Albertos Wünsche, ihrer Lügen und Verlassenheiten. Draußen fuhr ein Taxi vor. Berlin. Alberto schwankend. Er kam, er setzte sich.

SMS von Alberto: Soll ich versuchen, nicht zu denken, dass ich nicht mehr an dich denke?

Sally legte einen Zettel auf Albertos Teller: *Schau in den Spiegel. Du bist meine Frau.*

Sally legte einen zweiten verschmierten Zettel vor Alberto: *Wenn du sagst, du gehst, weiß ich, dass du nicht gehst. Ich weiß aber, dass du wirklich gehst, warum belügst du mich?*

Sally ging und holte Alberto ein großes Glas Pflümlischnaps. Er trank, dann sagte er hundert schreckliche Worte, alle ineinander verschlungen, verschluckt, atemlos, wütend. Er warf die Würstchen, das Ei, den Speck nach Sally. Dann war er still. Sally stand auf und holte neue Teller mit Würstchen, Eiern, Schinken. Kaffee, Wasser und noch ein Glas mit dem duftenden Pflümli. Sie aßen. Langsam und ohne ein Wort. Einmal streichelte Sally Albertos Hände; einmal küsste Alberto Sallys Fingerspitzen der linken Hand. Sie waren still und ernst. Dann gingen sie in Sallys Zimmer und schlossen die Tür

ab. Alberto begehrte Sally, und sie ließ alles zu, was er wünschte. Und Sally führte den atemlosen Alberto zu ihrem Verlangen, bis er nicht mehr wusste, wer er war. Sally Sally. Die schönste Nacht meines Lebens. Setz dich auf mich. Alberto. Mein Alberto. Deine Haut. Dein Duft. Wir haben gegessen, getrunken. Sally, meine Sally, ich gehöre dir. Ich liebe dich. In Sanftmut. Alberto. Ich lebe.

Am nächsten Tag bestiegen eine stattliche weiche, gut geschminkte Frau und ein etwas kleinerer Mann das Taxi aus Berlin und fuhren nach Sils-Maria, kein Blick hinüber nach St. Moritz. Abgebogen in Silvaplana mit seinen Getränkehütten und Edelweißbasars. Abgebogen und durch die schmalen Silser Straßen die Kurven hinauf zum Waldhaus.

Ein Portier eilte, das wenige Gepäck wurde von einem livrierten jungen Mann hineingetragen. Sally, in ihrem Anzug, und Alberto, mit seinen leuchtenden roten Lippen, wurden mit Handschlag begrüßt. Der Concierge nickte ernst. Die junge Frau von der Rezeption zeigte das Haus: die Bibliothek, das Schachspiel, die Halle mit dem Flügel und den vielen kleinen Tischen und Sesseln, die Bar, den großen Speisesaal mit den vielen Fenstern, das Schwimmbad und dann das Zimmer. Eines der Turmzimmer. Mit Blicken über den in der Sonne glänzenden Silser See, hinauf in die grünen und braunen Abhänge, noch weiter hinauf in die weißen Berge zum Piz Corvatsch. Das Gepäck kam. Sie waren allein. Sie küssten, sie staunten. »Dass es so eine Schönheit gibt«, sagte Sally. Alberto lächelte, lachte, lauter, und sang: »Und blühn einmal die Rosen. Sally, take my lips away.« Und Sally schminkte Albertos Lippen, tuschte seine Wimpern, zog an seinem Kleid. Alberto half Sally ins Jackett, sagte: »Das hast du dir so sehr gewünscht?«

»Ja«, sagte Sally. »Nicht immer, aber jetzt, und dass du meine Frau bist.«

Hand in Hand gingen sie hinunter in die große Halle, ein kleiner runder Herr spielte mit weichen Händen Chopin, dann Schubert. Ein Cellist saß bei ihm, ein Geiger. An den Tischen wurden Scones mit Butter und Marmelade, weiche englische Sandwichs mit hauchdünn geschnittenem Lachs, Tee und Kaffee serviert, Gin und alles, was Münder und Bäuche begehren. Alberto und Sally versanken in zwei Sesseln. Alberto wurde von einem der Kellner angesprochen, was sie wünsche, Sally bestellte. Der kleine runde Herr am Flügel spielte. Sie waren glücklich. Mehr als einen getuschten Wimpernschlag lang. Sie aßen zu Abend, wurden am Fenster platziert. Ein Menü, Wein. Sie saßen in der Bar und tranken ihnen unbekannte destillierte Düfte: Schlehen, Kastanien, Wildkirschen.

»Und später?«, fragte Alberto.

»Küsst du mich.«

»Ja, das kann ich«, sagte Alberto.

SMS Alberto: Ist Schicksal die Einschränkung von Möglichkeiten und Zufall die Erweiterung? Bin ich zufällig ein Mann und du eine Frau? Im Eis werde ich kein Kleid tragen und keinem Mann die Hände küssen.

Alberto, die Frau, lächelte und flirtete im Kreis. Der Mann vom Flügel lächelte ernst zurück.

Sallys Zettel: Es gibt die Berechtigung der Ordnung als Hüterin und Ängstliche zubrechen an der Herrlichkeit ungehemmter Gefühle. An den Feldrändern weinen Schwäne. Und ich stand an einem abfahrenden Zug und weinte, weil ich wusste, dass ich diese Frau nicht weiter lieben durfte. Zuvor war diese zwischen zwei Bahnhöfen in der Nacht hin und her gefahren auf der Suche nach mir. Dafür liebte ich sie noch mehr. Welches meine Sehnsucht ist.

Sally fragte sich immer öfter, wie sie zu solchen Worten und Sätzen kam. Sie hatte auch einmal notiert: Glückliche Unbefangenheit oder das Wort ›jammervoll‹ oder das Recht auf Sehnsucht. Im BGB stand nichts davon. Immerhin – wer aus Sehnsucht Totschlag beging, hatte mehr Glück als in den Opern, wo nichts ungerächt blieb.

Ein Herr kam an Sallys und Albertos Tisch, er lächelte, hielt den Kopf leicht schräg, die linke Schulter höher als die rechte. Er hatte an jedem Tisch eingehalten, ein paar Worte mit den Gästen gewechselt, sein Glas beiseite gestellt. »Es geht Ihnen gut?«

»Ja«, sagte Alberto und hätte den Mann gerne geküsst. Aber er war heute grenzenlos, nicht gekrümmt vor Sehnsucht, sondern herrlich grenzenlos. Sally reckte sich ins Aufrechte hinein und zog am Jackett. ›Kleider machen eben keine Leute‹, dachte sie. ›Nur gut, dass die anderen in die Irre gehen oder nicht hinschauen.‹

Der Herr in seinem schönen schiefen Anzug und der schrägen Schulter und diesem Wissen hinter den Augäpfeln begann, eine Geschichte zu erzählen: »Eine italienische Pensionswirtin verbrachte ihr ganzes Leben in den Dolomiten. Über achtzig Jahre am selben Ort und im selben Haus. Ihr war als kleines Mädchen etwas Wunderbares geschehen. Und so erzählte sie von dem Wunder: An einem herrlichen Sonntagmorgen sei aus den Bergen die Stimme Gottes erklingen, vom Himmel herab habe der Allmächtige laut und deutlich mit ihr gesprochen – es waren die Worte aus dem ersten Radio des Dorfes. Der Wirt war der stolze Besitzer, probierte und drehte an seinem Radio und ließ es mit voll aufgedrehter Lautstärke durch das Alpental schallen. Die Stimme Gottes.« Dann fragte der Herr, dem ein Teil des Hotels gehörte und der jeden Abend herumging und darauf achtete, dass er mit allen Gästen sprach: »Was haben Sie mir zu erzählen?«

»Von Nanofossilien und der rot-grünen dritten Dimension. Ich bin Paläontologe. Unter all der Schönheit dieses Hotels, der Berge«, Alberto breitete beide Arme aus, »unter uns liegen Meere, Millionen feinsten Spuren unserer Geschichte, die wir sehen können,

weil es Menschen gibt. Mich, den geschminkten Alberto. Der in Fels und Eis gräbt und kratzt, schabt. Und dann bin ich zu müde, die Augen zu öffnen.«

Sally stand auf, ging zu dem Herrn am Flügel, stellte sich neben ihn und sang: »Ihr lacht wohl über den Träumer, Der Blumen im Winter sah? Ich träumte von Lieb um Liebe, Von einer schönen Maid, Von Herzen und von Küssen.«

SMS von Alberto: Sally, du träumst. Werde nicht wach. Sally, du weinst, höre nicht auf zu lachen.

Sally sang. Die Gäste waren glücklich berührt. Und als Alberto und Sally in der Nacht durch die Halle gingen, Hand in Hand, hörten sie ein Klatschen, der Mann am Flügel, sie hörten ein Klatschen, die jungen Frauen hinter der Bar, Gäste, der schräg gehende Herr. Ein leises Klatschen.

Sallys Zettel: Ich zeichne mich nicht als Fisch und nicht als Mensch. Nicht als Pfau und nicht als Träne. Ein Kreis, zwei Punkte, ein großer Mund, der Bauch, zwei Arme, zwei Beine, eine Hose. Deine Sally. Meine Sally.¹

¹ Diese Erzählung wurde mehrfach ausgezeichnet.

Heute nicht gelernt

Gestern. Immer gestern gewesen, vorgestern. Gestern. Das Leben gestern. Morgen gelernt. Nein, morgen war nicht morgen, stehe ich auf und hoffe. Morgen ist ein Tag, in dem ich gestern lassen kann.

Gestern war. Vor dem Gestern war alles, Geschichte, Familie, Zukunft, Besitz, Glück, Lachen, vor dem Gestern war Zukunft. Gestern war Flucht, alles verloren, Geschichte, Namen, Erinnerungen, Familie, Bilder, Glück, Lachen, Pässe, Worte. Im Gestern Wörter verloren. Die Erinnerung der Wörter verlassen. Die Abgrenzungen der Wörter vergessen. Die Wörter verschluckt, keine Sätze mehr bilden. Gestern in der Zukunft nicht mehr sprechen. Morgen nicht mehr ich sein, wer war ich gestern? Gestern ist niemand. Ich trenne mich von mir. Gehe von mir weg, kenne mich gestern nicht. Morgen bin ich es, die mir begegnet.

Das Wort Heute war gestern in der Idastraße zu Leipzig. Heute gibt es seit vorgestern und der Zukunft nach dem Gestern nicht mehr. Morgen ist es für heute zu spät. Heute ist ein Wort. Gestern sind die Wörter verbraucht. Morgen. Heute nicht gelernt.¹

¹ Seit dem Forum 2007 in Berlin/Rheinsberg gibt es die 60-Sekunden-Lesungen bei Veranstaltungen der Internationalen Autorinnenvereinigung e. V. Dieses Poem entstand für die 60-Sekunden-Lesungen 2010 in Berlin im Café Kleisther.

Das Album

»Füge ein Puzzle zusammen und du bekommst ein ganzes Bild geschenkt.« Sagte ihre Mutter, als sie alt war und nichts mehr sah und die Finger nicht mehr griffen und die Bissen gieriger wurden. Und die Tochter dachte: Einzelteile zusammensetzen, ergibt das einen Sinn, gleich wie lange das Bemühen dauert, dass der Fluss fließt und niemand darin badet, stattdessen wird eine Brücke über das Wasser gebaut und Häuser an den Wasserrand gestellt und die Bäume gefällt und Beton herangefahren und aus dem Ganzen entstehen wieder Einzelteile. Mit Hilfe von Geld. Oder Blut und Tränen.

Die Einzelteile sind fliegende Noten, halbe Flügel, hundert Gramm Liebe, gebrochene Versprechen, geheulte Vertröstungen, ein Arm, eine Sonnenschirmspeiche, ein Kleidersaum, ein Monogramm, eine Rüsche, eine Facette, ein begrenzter Blick in den Himmel. Trümmer. Ein halber Stein. Ein Splitter. Bombensplitter. Die Hälfte einer Vorstellung, Traumreste, Bildreste, herausgerissene Seiten. Eine halbe Träne. Auf der Wange, im Mundwinkel. Geschluckt. Nass. Ein Glas Nachtwasser. Eine gesungene Zeitung. Hundert Gramm Hass. Ein Mensch ohne Beine trägt einen Menschen ohne Kopf über das Eis. Ein vollständiger Mensch schiebt ein Brett über das Eisloch, legt sich darauf und lacht, bis der Mensch im eisigen Wasser tot ist.

Die Einzelteile sind nie komponierte Töne, Bücher, die nicht erschienen, Worte, die nie gesagt wurden, ich liebe nicht; ich liebe nicht mehr; ich liebe und sage es niemandem, Wachspuppen ohne Hände, nie in Auftrag gegeben und nie geformt, Wachspuppen, die über den Damrak schlendern und lachend im Krasnapolsky verschwinden, dinieren und der Königin Beatrix huldigen, die in Scheveningen am Strand sitzt und sich mit Spray frisiert. Das Land verliert vorübergehend den Zusammenhalt und Mut. Die Wachspuppen werfen mit Armen und Beinen.

Einzelteile sind Geliebte, die auf den Säntis steigen und sich vollstopfen mit heißen Pfirsichen, gefrorenem Gemüse und Appenzeller Käse, der aus Eis geschäumt wurde; und der enttäuschte Liebhaber staucht die Frau in den Abgrund, diesmal ist sie dran, nicht er, endlich. Er springt verzweifelt lachend hinterher. »Vergeblich geliebt«, ruft er den Touristen im Absturz zu. Die Gäste der Säntis-Station schauen vom Teller auf und beißen Glas, schlürfen Feuer, dann gehen sie nach draußen und zünden ihren Reisebus an. Sie wollen nicht nach Hause. Sie verstecken sich auf den Weiden als Grauvieh. Jedes mit einem blauen, klein gefalteten Trainingsanzug hinter der Glocke und mit Ohrstöpseln. Jedes mit einem Messer am vierten Bein angeschnallt. Sie bekommen ihre Chance, Menschen zu schlachten.

Einzelteile sind über Bord geworfene Goldscheine und Schwimmen gegen den Strom: She can't even see the sun when it shines on the water. Eine halbierte Insel,

deren Bewohner aufeinander schießen, Schnee ohne die Farbe Weiß, Bomben als Himmelslaternen, zwanzig Meter Fluchtweg ohne Ausgang, Kerzen ohne Docht und Licht. Halbe Kinder, die in die Löcher des Himmels springen, hinauf – hinunter in die kreisrunden Löcher der Erde. Es regnet Vogelherzen. Es regnet Tränen.

»Füge ein Puzzle zusammen, wer ist dann die, die du liebst?«, sagte ihre Mutter. Und die Tochter antwortete: »Jetzt gehe ich.« Sie drehte sich um und verschwand in einem ihrer Bilder. Sie wählte kurz entschlossen das von Cornelisz, Schiffe, Hafen, die Ankunft bei Flut. Die Tochter ist die Vierte von links, die Vierte vor der Brücke, die Vierte in der Kutsche, die Vierte nackt im TV. Die Vierte. Bis zur Ersten hat sie es noch bei keinem Menschen gebracht.

»Einen schönen Abend noch«, sagte die Tochter und lächelte. Wie schön die See und der Blick hinein in ihr Bild. Sie setzte sich als die Vierte auf die Hafenmauer. Sie wusste in Bildern zu verschwinden, seit sie ein Kind war. Sie sammelte in Bildern kleine Gegenstände, ein Blütenblatt aus dem Paradiesgarten, einen Ring, einen Apfel von Bruegel. Die Wächter der Bilder verwehrten ihr die Mitnahme nicht, sie stellten einen kleinen Koffer unauffällig in die Szenerie, in der alle sich bewegten, nicht nur die Wächter, selten die Figuren an ihrem Platz blieben, nur wenn Aufnahmen von den Bildern gemacht, wenn sie restauriert wurden, wenn ein Betrachter sich vertiefte, dann hielten alle still. Die Tochter liebte es, in Gemälden herumzugehen.

Der Tochter Traum war, eines Tages ein Museum zu eröffnen, um die auf ihren Reisen entdeckten und archivierten Wörter auszustellen: Glasregen. Ahornblau. Zwei Beispiele. Es ging ihr nicht um die Wörter, sondern um die Herzen, um die Modelle, um die Lügen der Forscher, um alle zu den Wörtern gehörenden Artefakte, um alle Einwirkungen, Entwicklungen und die Geschichte der Veränderungen: Ahornblau gibt es nicht. Glasregen gibt es nicht. Diese Wörter gibt es, Ahornbäume und Glas, Regen und Blau. Abgehackte Finger auf Klaviertasten gibt es, Armstümpfe und tote Füße. Fingerübungen gibt es, Noten, die nie gespielt wurden; die begehrte Elise im Tanz mit dem Pink Panther, Haltungen der Hände und Körper. Gespreizt, geschmeidig, stochernd, drohend. Der Tochter ging es um die Schwächen der Systeme, die unechten Funde und Ergebnisse, um die Frage, wer reißt den Fliegen die Flügel aus: Kinder, Sadisten, Flügelsammler oder jemand, der das Ausreißen der Flügel übt? Vom Herausschneiden der lebendigen Herzen aus Tier- und Menschenkörpern ist viel mehr bekannt.

Der Tochter Traum war ein Museum: Das Teylers Museum. Privat. Die Tochter hieß Margret Teyler. In Kopenhagen war sie geboren, der Vater ein herumziehender deutscher Schiffsingenieur, 1989 über Ungarn aus der DDR, aus dem ganzen Deutschland heraus geflohen. Zurück wollte er nicht. Niemals und auf keinen Fall.

In Berlin hatte sie studiert und bei der dort lebenden Mutter gewohnt. In Ostberlin. Die Mutter hatte Kopenhagen ein Jahr nach ihrer Geburt verlassen, die Eltern sahen sich nie wieder.

Margret Teyler studierte Medizin; sie bestand ohne Probleme alle Prüfungen, promovierte über eine ungewöhnliche Variante der kutanen T-Zell-Lymphome und nach ihrer Beförderung zur Leitenden Oberärztin hörte sie auf, die Tochter ihres Vaters zu sein. Sie legte seine Briefe und Telegramme beiseite: »Arbeite auf der neuen Albatros vier, nimm« – eine lange Liste zu besorgender Dinge hatte der Vater beigelegt – »den Flug ab Frankfurt am um, ich liege im Macurihafen Kai 32, du kannst zwei Tage mitfahren, freue mich – Dein Vater.« Und sie entzog sich ihrer Mutter: »Du weißt ja gar nicht, wie schwierig alles war. Unter welchen Umständen wir gelebt haben. Du hast keine Ahnung.« Standardsatz der Mutter, der nicht erklärte, warum sie in Kopenhagen zur Welt gekommen war, warum die Mutter kurz nach der Geburt wieder im Osten Deutschlands verschwand, warum ihr Vater sie aufzog und nie über die Ehejahre und diese Frau – so nannte er ihre Mutter – sprach. Er erzählte vom Hafen, den Schiffen, er nahm sie mit aufs Wasser, in die Schiffsbäuche, ganz nach unten, zu den Maschinisten, ganz nach oben, zu den Kapitänen und Offizieren. Er zeigte ihr, wie er lebte und was er tat. Er legte ein Stück Zeitung auf den Tisch und filetierte Makrelen, teilte. Er sagte kein Wort über die Frau, mit der er immer noch verheiratet war. Er schüttelte mit dem Kopf, wenn Margret fragte. Erst: »Was hast du ihr getan?«, dann: »Was hat sie dir getan?« Er schwieg.

Sie hörte auf, ihrem Vater und ihrer Mutter eine Tochter zu sein. Sie begann, Margret Teyler zu werden. Sie trug Schwarz mit Bunt, sie trug Schwarz, die dunklen Haare halblang, wie die Locken fielen. Ihr Traum war die Gründung ihres Museums. Keine lächerliche Hoffnung. Ihr Ziel. Die Sammlung von Wörtern, Wortformen und Funktionen, die Ausstellung menschlicher Einwirkungen und Interpretationen. Von Wortelementen und Einzelteilen der Bedeutung von Wörtern. Die Sammlung von Fehlern und Abweichungen menschlichen Sprechens und Schreibens.

Eines Tages starb ihre Mutter und sie erbte ein Haus am Wannsee, eine Villa, nicht an der Seeseite, zweite Reihe, ein großes Grundstück, ein stattliches Haus mit Terrasse und Nebengebäuden. Der Vater erbte mit, aber er wollte von dem Besitz nichts wissen, lag mit Mary vier im Hafen von Uschbari, überließ das Haus der Tochter, wollte auch kein Geld. Nichts.

Margret Teyler erbte die Villa und Aktien, gute Aktien, und Schatzbriefe. Sie war eine reiche Frau und hatte nie gewusst, dass ihre Mutter so wohlhabend war; sie hatte in einer Mietwohnung gelebt, sparsam. Der Notar eröffnete Margret Teyler, dass sie ihr Erbe nur antreten könne, wenn sie sich verpflichte, für den Rest ihres Lebens in der

Villa zu wohnen, das sei die Bedingung. Er las den letzten Willen ihrer Mutter vor, übergab ihr einen Brief.

Ihre Mutter hatte ein Doppelleben geführt. Ihre Mutter war Spionin gewesen. Sie hatte ihren Mann verraten, die Verwandtschaft, die Nachbarn, jeden, der mit ihr zu tun hatte. Jeden. Ihre Mutter, Spionin für rot blau gelb, Osten Westen oben und unten, diese Frau im dunkelblauen Schneiderkostüm. In tadellos gebügelten Rüschenblusen. Eine Spionin. Diese Frau, die so oft gesagt hatte, dass niemand seine Überzeugungen verraten sollte, aber vielleicht hatte ihre Mutter genau das getan. Vielleicht hat sie nichts und niemand beeindruckt.

Margret Teyler lachte Tränen und war eine reiche Frau. Eine Erklärung gab ihre Mutter in dem Brief nicht, nur Fakten, Daten, Namen, Verrat, Getuschel im Treppenhaus, Denunziation, Spionage für und gegen. International zu Diensten war ihre Mutter gewesen. Kein Hinweis auf das Herz ihrer Mutter, ihre Gefühle, ihren Vater. Zum Schluss dieser Satz: »Es bleibt das Rätsel der Angst und der Liebe. Ich hatte zu viel Angst vor dem Leben. Eine geerbte Angst. Eine sichere Seite habe ich nicht gefunden. Deine Mutter.«

Margret Teyler fuhr an den Wannensee. Sie hatte die Schlüssel. Sie stand vor dem Tor, sie schloss auf, sie ging um das Haus. »Seit einem Jahr unbewohnt«, hatte der Anwalt gesagt. Er war nie in der Villa gewesen. Der geschwungene Aufgang, eine steinerne Treppe mit sechs tiefen Stufen, die große Haustür mit zwei Flügeln. Sie schloss auf. Sie stand in der Eingangshalle. Sie sah eine Vitrine, eine große Vitrine, daneben stand ein Mann. Ein dicker Mann. Die Anzugsjacke stand ihm hinten spitz weg vom Rücken, die Hände hielt er gefaltet vor dem Bauch, das Kinn warf eine große weiche Falte bis zum Hemdkragen, die Knöpfe und die dicken Arme hielten die Jacke zusammen. Kneifende Querstreifen im Stoff. Die schwarzen Haare kurz geschnitten. Der Kopf groß und rund. Dunkelblau der enge Anzug, von der Stange. Ein weißes Hemd, eine passende Krawatte. Ein winziger Fleck auf der Hose. Zu weit um die Beine, zu eng um den Bauch. Er lächelte und sagte: »Ich lächle immer.« Margret Teyler sah ihn an. Ein ahornblauer Spitzbube, ein Diener, ein Mann, der sich seiner Würde und Lächerlichkeit bewusst war. Er sagte: »Ich bin der Gendarm für diese Vitrine im Auftrag Ihrer Mutter. Mein Name ist Austin Holloschek. Ich bin neununddreißig Jahre alt, ein Maître mit guten Zeugnissen. In besten Häusern habe ich gearbeitet. Es gab Gäste, die sind nur meiner wegen gekommen, dass ich ihnen den besten Tisch gebe, die Kellner herbeiwinke, die Wünsche errate, empfehle und lächle. Sie anlüge. Ich weiß, wie ich aussehe. Ich schaue mich jeden zweiten Morgen im Spiegel an.« Er sprach wie ein Schweizer vom Genfer See. Deutschschweizfrensch. Margret hörte ihm zu. Er lächelte. Er sagte: »In der Vitrine sind die toten Gefühle Ihrer Familie aufbewahrt. Seit 1898.«

Jetzt lächelte Margret Teyler: »Mein Museum.« Sie fragte: »Bleiben Sie?« Er lächelte nicht. Margret ging um die Vitrine, länger als breit war sie, sehr hoch, acht Etagen, mit dunkelrotem Samt ausgeschlagen. Sie sah Staub, kleine Flecken, weiße fransige Striche, wie winzige ausgerissene Federn. Viele Striche.

»Das sind die Seelen Ihrer Familie«, lächelte Austin Holloschek. »Nicht alle, aber die meisten. Manche haben ihre Seele für das Schweigeblut gegeben. Viel Platz ist nicht mehr.«

Dann sagte er: »Darf ich Ihnen das Haus zeigen?« Margret folgte ihm die breite Treppe hinauf auf die Galerie, die rund um die Eingangshalle führte. Ein Lichthof, eine kleine gläserne Kuppel.

Austin, der sich mit seinen dicken Händen umarmt hielt, auch beim Treppensteigen, sagte: »Die Sünden der Sterne werden von hier aus beobachtet. Und wie die Kinder in die Erde fallen.« Er strafte sich selbst des Lügens und lächelte nicht, er sagte: »Eine ernste Angelegenheit wegen der Kinder. Sie kommen nicht wieder. Ich war auch ein solches Kind.«

»Sie kannten meine Mutter«, fragte Margret Teyler.

»Nein«, sagte Maître Holloschek, schaute weg, lächelte nicht, reckte sich, so gut es in dem engen Anzug ging. »Ich habe Ihre Mutter im Müllers kennengelernt. Ihr immer den besten Tisch gegeben. Nein, den Tisch, den sie wünschte, auch wenn er reserviert war oder Gäste schon Platz genommen hatten. Das Haus ist heute noch am Gendarmenmarkt eine erste Adresse. Sie aß gerne Austern. Nicht viele. Höchstens sechs. Lieber vier. Dann eine Consommé. Ein Sorbet zwischen Wachtel und Rind. Sie verstand es zu speisen. Das gibt es nicht mehr oft. Sie wollte nicht gesehen werden. Sie wollte essen und ausruhen, schauen, sie saß da und schaute, beobachtete. Manchmal fragte sie, wen ich an einen der Tische begleitet hatte.«

Margret lächelte.

»Meine Mutter«, sagte sie. »Austern. Wachteln. Sorbet. Ich kenne sie mit Graupen, Linsen, Bohnen querdurch.«

Maître Holloschek öffnete eine Tür. Rund um die Galerie standen Regale mit Büchern, und alle paar Meter verbarg sich eine Tür. Er öffnete und sagte: »Farcas Holloschek. Ein Verwandter. Ein geduldiger Meister. Er lächelt selten.«

Margret sah einen schweren runden Mann, klein, sehr schwer, sehr breit, mit ernstem Gesicht. Mit einem Gesicht, in das er sich nicht schauen ließ, erst recht nicht, wenn er Klavier spielte. Achtung vor den Menschen, aber nicht vor jedem, das strahlte er aus. Den will ich, dachte sie, aber warum? So einen. Der Ernst. Die Würde. Der schwere Mann am Flügel war nicht allein, ein junger Geiger saß da und ein Cellist.

»Sie spielen jeden Tag«, sagte Austin Holloschek. »Sie üben und sie spielen jeden Nachmittag in der Halle, abends in der Bar. Sie spielen zum Tee, sie geben Konzerte. Farcas Holloschek. Er ist bekannt in der Welt da draußen.« Der Mann am Flügel sah langsam auf, keine Regung in seinem Gesicht, spielte weiter, die kleinen Hände glitten über die Tasten. Er nickte Margret mit dem Kopf zu.

Maître Holloschek führte Margret weiter. Hinter der nächsten Tür verbarg sich ein langer und schmaler Raum, in dem große Tische standen, die Regale an den Wänden voller Akten bis zur hohen Decke, acht Frauen und Männer saßen vor Computern, lasen und scannten. Auf einem riesigen Bildschirm flackerten immer wieder Punkte und Linien auf.

»Wenn es einen Anhaltspunkt für Verbrechen und ihre Verbindung mit anderen kriminellen Taten gibt, dann finden sie ihn.« Austin lächelte zufrieden und ganz von oben herab.

»Welche Verbrechen?«, fragte Margret.

»Der deutschen Geschichte seit 1848. Aber es geht nicht um den einen Mord, die eine Unterschlagung, Spitzeldienste, Steuerhinterziehungen; es geht ausschließlich um die Verbindung zwischen Menschen: Wer hat mit wem was geplant zum Nachteil der Bürger, der Gesellschaft und einzelner Menschen.«

Austin Holloschek lächelte, schloss die Tür und führte Margret weiter. Die nächste Tür. Er sagte: »Hier geht es um Landessitten und Gebräuche. Sie wissen schon, dreimal ›Kaninchen, Kaninchen, Kaninchen‹ sagen am letzten Abend des alten Jahres. Niemand weiß warum, oder ›Kikeri Kokolores‹ schreien an einem See. Außentoiletten umwerfen. Sich betrinken oder bekreuzigen. Weiße Masken tragen in Sevilla. Die Menschen behelfen sich, wo und wie es geht. Deshalb brauchen sie auch einen wie mich.«

Hinter jeder Tür arbeiteten Menschen. »Der Notar teilte mir mit, das Haus sei seit einem Jahr unbewohnt«, sagte Margret Teyler.

»So hat es Ihre Mutter ihm mitgeteilt. Es ist ein großes Haus. Es gibt Garagen, Anbauten. Ein kleines Kavaliershaus, das habe ich für Sie hergerichtet. Aber Sie können auch eine andere Wahl treffen.«

Margret schwieg und wies auf die nächste Tür. Austin Holloschek öffnete, und Margret roch Farben, Öl, Terpentin, Leim. Sie sah Schnipsel, Ausrisse von Kriegslandschaften: flüchtende Menschen, mit Koffern und Taschen, getriebene Menschen, Angst, zerstörte Städte, Trümmer, Soldaten, Kinder, Leichen, Brände, Lager.

»Diese Restaurateure fügen die Welt wieder zusammen, sie malen neue Landschaften, Häuser, alles, was wir Menschen lieben und doch immer wieder zerstören. Wir sind gerade dabei, Ruanda und Haiti zu reparieren.«

»Wir?«, fragte Margret. »Wer sind wir?«

»Verbrecher. Nicht verurteilte Verbrecher, wie Ihre Mutter. Sie hat uns zusammengebracht.«

»Der Klavierspieler ist ein Verbrecher?«, fragte Margret.

»Nein, er nicht. Er kam mir und Ihnen zuliebe.«

»Diese Leute reparieren die Welt mit bemalter Leinwand und zusammengeklebten Zeitungsschnipseln? Nicht verurteilte Verbrecher? Warum?«

»Ich weiß nicht, ob ›Warum‹ die richtige Frage ist«, sagte Maître Holloschek und ging weiter. Er öffnete Türen und zeigte Zimmer, in denen Wanzen, geheime Kameras, Abhörgeräte aus aller Welt sich stapelten. »Was ist Verrat?«, fragte Austin lächelnd, seine Hände einen Augenblick vor seinem Bauch lösend. »Was ist Verrat und Denunziation? Wen hat der Hoteldirektor des Neptuns verraten? Sich selber nicht? Oder doch? Geht es darum, ob ein Herr Fricke oder Herr Rosenholz besser ist als ein Herr Wenzel? Und die andere Frage ist, warum verbündet sich wer mit wem? Die Antworten sind nicht leicht. Wer sind die Menschenjäger und Menschenfänger? Wer lässt sich einfangen und benutzen?«

Türen auf, Türen zu. In einem der Räume ging es zu wie an der Börse. Vom Salzhändler, vom kleinen Interzonenhändler bis zum Hedgefonds waren alle Handelsmodelle seit dem 15. Jahrhundert vertreten: Waren- und Terminbörsen, Handel mit Wertpapieren, Strom und Emissionen. Margrets Unruhe stieg »Wer sind diese Menschen?«

»Wer wäre ich in diesem Anzug ohne ein Restaurant erster Klasse Berlin Mitte? Was wäre mein Verwandter Farcas mit seinem Können ohne diejenigen, die ihn bezahlen wollen in den besten Hotels dieser Erde?«, antwortete Herr Holloschek, ohne zu lächeln.

»Das ist keine Antwort!«, sagte Margret. »Wer sind diese Männer und Frauen? Verstecken sie sich hier?«

Austin Holloschek ließ sich nicht beirren. Er öffnete weiterhin Türen. »Das müssen Sie sehen«, sagte er. »Das einzige Wimmelbild, das die gesamte Welt, das Weltall umfasst. Jeden existierenden, jeden ausgedachten, jeden beschriebenen Gegenstand, den es je gegeben haben könnte. Jede Speise, jedes Gewürz, jedes Tier – alles, alles. Ich liebe dieses Zimmer und diese Fülle.«

Die Galerie war umrundet. »Und da oben?«, fragte Margret Teyler.

»Da oben«, lächelte Austin Holloschek, umarmte seinen Bauch, verschränkte die dicken Hände vor dem einzigen Knopf, der das Jackett zusammenzog, »da oben

werden die Wanderung, der Fall und die Sünden der Sterne beobachtet und die Kinder gezählt, die in die Erde fallen.«

»Es gibt keine Sünden der Sterne und selten Kinder, die in Erdlöcher stürzen.« Margret stieg die steile Wendeltreppe zur Kuppel hinauf. »Das ist mein Museum!«

»Ich weiß«, sagte Holloschek. »Ich bin Maître, aber kein Chef.«

In der gläsernen Kuppel standen Fernrohre und Teleskope, einfache und ausfahrbare. Auf einer großen gewölbten Leinwand waren ein unendliches All, die Erde, die Kinder und die Sterne zu sehen. Margret ging zu der Frau, die von Gerät zu Gerät lief, notierte, verstellte. Eine alte Frau in einem weißen Kittel. Abgewandt.

»Es gibt keine Kinder, die in der Erde verschwinden«, sagte Margret.

»Doch«, sagte die Frau. »Manche aus Freude, viele aus Verzweiflung und Angst. Warum sind Sie in den Bildern verschwunden? Das können die wenigsten Menschen, in Bildern herumgehen und Bruegel die Äpfel und Schweinsohren stehlen.«

»Das ist mein Haus. Ich kann sie alle hinauswerfen. Wer bezahlt Sie alle? Warum sind Sie hier?«

»Ihr Museum«, sagte die Frau leise. »Ihr Museum der Einzelteile, wir arbeiten dafür.«

»Verbrecher!«, sagte Margret.

»Nicht verurteilte Verbrecher!«, widersprach Maître Holloschek.

»Es ist alles schon fertig«, sagte Margret Teyler. »Ich möchte ein leeres Haus. Ich möchte Einzelteile finden und zusammenfügen. Ich habe einen sehr großen Lagerbestand mit all den Dingen, die ich aus Gemälden mitgenommen habe. Das Haus ist mein Erbe, aber es ist kein Platz für mich.«

»Bitte«, sagte der Herr Holloschek untertänig mit seinem schönsten Lächeln, »bitte kommen Sie. Ich gehe voraus, wenn Sie erlauben.« Herr Holloschek ging seitlich vor Margret Teyler die Treppen wieder hinunter. Er zeigte ihr eine schöne große Küche, einen prächtigen Saal zum Essen, einen kleinen Salon mit Bar, mehrere leere Zimmer mit Blick über den Garten in die hohen Bäume. Er stieg noch einmal schwer in den ersten Stock, auch dort leere Zimmer zur Gartenseite hin. Margret Teyler war verwirrt. Wie viele Zimmer, Säle, Arbeitsräume hatte dieses Haus? Sie verlangte nach einem Grundriss der Villa und des Grundstücks, nach einem Glas Wasser, nach einem Schreibtisch, nach einem Brot. Nach Bleistiften, einem Lineal, nach Papier. Sie verlangte eine Lampe, sie sagte: »Ich werde nicht in das Haus im Garten ziehen, hier ist mein Platz. Herr Holloschek, ziehen Sie in das Kavaliershaus!«

»Ich bin der Einzige, der nicht hier wohnt«, sagte Austin Holloschek. »Ich arbeite und lebe hier, aber meine Adresse ist eine andere. Zwei Villen weiter und gegenüber, ich

liebe den Blick über den See. Im Haus der Schriftsteller, auch die brauchen manchmal einen Maître. Wenn sie durch ihre Texte stolpern und um Bedeutung ringen und zu viel vom Rotwein getrunken haben.«

Es klopfte an der Tür. Herr Farcas trat mit kleinen Schritten ernst herein. »Ich kenne Sie nicht, Frau Teyler, deshalb möchte ich mich Ihnen vorstellen.« Und dann begann dieser kleine schwere Herr zu erzählen, wer er war. Er erzählte von Ungarn und seiner Kindheit, von Italien und seinen Engagements, von der Schweiz, vom Bergell und seiner Verbundenheit mit einigen Hotels. Margret Teyler fühlte, dass eine Ruhe sie ergriff, es war, als könnte sie ihr Kommen hören, und sie neigte sich ihr dankbar entgegen. Eine sanfte und ernste Ruhe. Maître Holloschek war längst auf und davon, immer die Hände vor seinem Bauch. Das Jackett spitz vom Rücken abstehend.

»Wie Sie wissen, Frau Teyler, liegt Böhmen nicht am Meer, und auch die Besitzer von Anemonen können nur leise wünschen. Sie sind Besitzerin dieser Villa am Wannsee, es geschieht hier nichts Unrechtes, aber es geht keine Sekunde mit rechten Dingen zu.« Herr Farcas bewegte sich schwer auf seinem Stuhl. »Sie wünschten sich eine leere Villa? Um dann Ihr Museum einzurichten? Ihre Mutter hat es zu gut mit Ihnen gemeint.«

»Und Sie?«, fragte Margret Teyler. »Wenn Sie mich liebten.«

»Sie mich?«, fragte erstaunt, entsetzt und ungläubig Herr Farcas.

»Ja, ich weiß auch nicht warum«, sagte Margret Teyler. »Aber Sie sind es.«

»Ich bin ein schwerer alter Mann«, sagte Herr Farcas.

»Das stört mich nicht. Ich bin außen herum eine attraktive Frau. Das muss den Leuten genügen. Darüber können sie dann reden. Aber wie ist es mit Ihrem Herzschlag, mit Ihren Herzsprüngen?«

Farcas Holloschek eilte mit seinen kleinen Schritten zu Margret Teyler, drehte ihre Hände nach außen, küsste die Linien ihrer Hände und fragte: »Wollen Sie heiraten?«

»Ja!«, antwortete Margret sehr bestimmt. »Ja, das will ich. Ohne Wenn und Aber, nur eine Bitte habe ich: Können Sie mir erklären, was hier geschieht? Wer weiß von diesem Haus?«

»Lassen Sie uns in der Küche sprechen.« Herr Farcas ging voraus, wies mit seinen kleinen Händen auf einen schmalen langen Tisch mit Blick in den Garten hinein. Er holte zwei Teller mit feinem blauem Muster, Porzellan aus Gien, zwei Becher. Er stellte eine Kanne mit Milchkafee und einen Krug mit Eiswasser auf den Tisch. Keinen Zucker. Er schob eine Platte mit Schinkenbroten, Gurken, Salat und Hackfleischbrötchen zwischen die Teller. Eine kleine Schüssel mit schwedischem Fisch in Dill folgte. Er setzte sich.

»Woher wissen Sie, dass ich Milchkaffee trinke, gerne Fisch esse? Keinen Zucker nehme, kein lauwarmes Leitungswasser mag?«

»Ihre Mutter hat auch über ihre Tochter ein ausführliches Dossier angelegt; sie hat nie mit dem Spionieren aufgehört, auch als sie außer Diensten war, als keine der Regierungen ihre Dienste mehr benötigte. Sie machte immer weiter, verdiente viel Geld mit Industriespionage. Sie machte sich viele Menschen dienstbar, wusste immer mehr als ihr Gegenüber, aber diese Erfolge genügten ihr nicht. Sie, Margret, waren von Geburt an etwas Besonderes, Sie gingen in Gemälde hinein, Sie hatten schon als Kind den Traum, ein privates Museum zu gründen und Wörter und die zu ihnen gehörenden Artefakte zu sammeln.«

Herr Farcas aß und schwieg, sagte nach einem tiefen Seufzer: »Ihre Mutter erbte die Vitrine mit den Seelen und toten Gefühlen der Familie. Dieses Erbe hat ihr Leben verändert. Sie arbeitete wie immer, aber ihr wurde es wichtig, Menschen mit besonderen Fähigkeiten zu finden. Mit sehr besonderen Fähigkeiten.« Margret Teyler wagte kaum zu atmen. Sie wusste, es ging nicht mit rechten Dingen zu.

»Eines Tages«, sagte Herr Farcas und hielt eines der Schinkenbrötchen in der linken Hand, »eines Tages hatte Ihre Mutter einen Engel ausspioniert. Sie wissen schon, einen dieser Menschen, die auf Erden noch einmal nachsitzen müssen, um ein paar Dinge anders zu tun. Dieser Typ machte auch als Engel wieder sehr viel verkehrt und war erpressbar. Und er glaubte, Gott wüsste nicht, was er da trieb, und so ließ er sich erpressen, kaufte für Ihre Mutter diese Villa und baute sie um. Er missbrauchte seine Fähigkeiten als Engel, und deshalb ist die Villa viel größer, sind alle Räume verschiebbar. Da nützt Ihnen kein Grundriss.«

Margret Teyler nahm Farcas Holloschek das Brötchen aus der Hand und aß es auf. Er sagte »Danke« und griff nach einem anderen.

»Ihre Mutter fand aber nicht nur diesen Engel, der inzwischen wieder im Himmel Dienst tut; sie fand all diese Leute mit siebten Sinnen, Hellsicht, ungewöhnlichen Fähigkeiten und unbekanntem Wissen. Sie gründete eine Stiftung. Sie setzte Austin Holloschek und mich als Verwalter und Aufsichtsrat ein, bis Sie Ihr Erbe antreten. Er und ich gehören nicht zu diesen ungewöhnlichen Menschen. Wir sind zwei von vielen ungarischen Holloscheks. Wobei ich nicht weiß, ob es Zufall war, dass ich sie kennenlernte.«

Margret Teyler nahm auch das zweite Brötchen aus der Hand des Herrn Farcas und aß es. Sie sagte: »Wir werden ein gutes Team. Ich liebe Sie.« Sie gab ihm ein drittes Brötchen.

»Austin wünschte sich einen Glanz, ich mir ein Klavier. Er hat sein Glück in Berlin versucht und ich als junger Mann zuerst am Neusiedler See, in Rust, mit der Geige,

aber ich mochte diese Dienste nicht. So ungarisch kann sich kein Ungar fühlen, wie es von deutschen Touristen gewünscht wird. Ein ungarisches Phantom aus den Fünfzigerjahren. Österreich, das ist nicht mein Land. Ich suchte nach Engagements am Flügel, ich fand einen Cellisten, einen Geiger. Italien, Triest. Dann die Schweiz. Dort habe ich in Sils Ihre Mutter getroffen. Sie trank ihren Tee und Gin, aß Scones und weiche Sandwichs. Sie las, sie hörte zu. Abends in der Bar trank sie immer noch und hörte uns immer noch zu. Sie war freundlich. Austin bediente sie in Berlin. Eines Tages ...«

»Nackt«, sagte Margret Teyler. »Ich möchte nackt sein und Sie nackt spüren. Und mit all diesen Leuten machen wir ein Vorstellungsgespräch, sie sollen sich bewerben.«

»Ja«, sagte Farcas, verschlang ein Brötchen, erhob sich, eilte um den Tisch und sagte: »Ja, ja, ja ...«

In den nächsten Wochen waren Herr Farcas und Frau Teyler sehr beschäftigt. Sie waren nackt und verschwitzt, sie waren angezogen und voller Arbeit und ein wenig vermisste Herr Farcas seine vielen Stunden am Klavier, sein Üben, und Frau Teyler vermisste ein wenig ihre Patienten, aber nackt zu sein miteinander, übereinander und nebeneinander war sehr schön. Und jeden Tag entstand ein kleines Stück mehr eine neue Ordnung. Auch in der Nacktheit, den Stellungen und im Angezogensein.

Herr Farcas kochte nach dem morgendlichen Nacktsein eine Kanne Milchkaffee, buk Rosinenbrötchen auf, beschmierte Toast mit Orangenmarmelade, servierte nebenbei der Köchin Spiegeleier auf Schinken, dann brachte er das volle Tablett zum Bett, das Frau Teyler und er sich teilten. Sie aßen, erzählten kleine Geschichten, langten sich zwischen die Beine und auf ihre Bäuche und Brüste, küssten, und dann begann der Tag, den sie arbeitend und angezogen verbrachten. Sie lernten vieles. Im Nacktsein, dass Frau Farcas auf Herrn Teyler saß oder Herr Holloschek hinter Margret lag, manchmal sagten sie Sie zueinander und manchmal viele andere Worte, wobei Margret keine Holloschek sein wollte, aber gerne Frau Farcas. Und Herr Holloschek wollte gerne ein Herr Teyler sein.

In Kleidern lernten sie, alle Leute, die im Hause arbeiteten, aßen und schliefen, nach ihren Namen zu fragen, nach ihren Wünschen und Zielen. Das war nicht einfach und verbrauchte viel Zeit. Die Leute wollten arbeiten, aber nicht sprechen. Kein Wort über sich selbst. Keine Vergangenheit, nur diese Gegenwart. Sie waren aus allen Winkeln dieser Erde, Leipzig und Torgau, Hirschberg und Legbond, Ratibor und Liverpool, Kirkenes, Helsingborg und Mirabel, aus St. Alberta und Montreal, aus Rotterdam und Marseille, Triest und Chur, überall waren sie und ihre Geheimnisse von Margrets Mutter aufgestöbert worden. Alle besaßen sie sehr ungewöhnliche Fähigkeiten und Geschichten, alle hatten Schandtaten zugelassen, Verbrechen verursacht, nicht

geholfen, weggesehen. Weggeduckt sich vor Polizei und Behörden, zuletzt unsichtbar gelebt. Menschliche U-Boote.

Kein Einziger hatte den Wunsch, die Villa und seine Arbeit zu verlassen. Kein Einziger unterstützte Margrets Wunsch nach einem privaten Museum aus Artefakten, Interpretationen, Einzelteilen, nach einem privaten Museum mit Öffnungszeiten. Darin äußerten alle sich ganz offen. Manche schroff und laut, wenige mit Vorsicht und Verständnis.

Austin Holloschek fand die Lösung: »Ich mache den Empfang und die Kasse, verkaufe, was wir zu verkaufen haben: Postkarten, Erklärungen. Die Villa wird geteilt. Wie in den Schlössern. Privatbesitz, kleine absperrende Seile und das Museum. Alles zusammen ergibt Geheimnisse und macht Leute neugierig. Zur Eröffnung laden wir die Presse, vorher streuen wir Nachrichten und Gerüchte. Und ...« Der Maître machte eine wunderschöne Kunstpause, rang mit seinen Händen und dem Jackett, lächelte. »Kommen Sie!«, sagte er und führte Frau Farcas und Herrn Teyler eine breite Treppe in die Räume des Souterrains. »Früher waren das Räume für Bedienstete, Angestellte. Ihre Mutter hat die gesamte Etage umbauen lassen. Das ist die Normannenstraße der Villa, eine perfekte Abhör- und Beobachtungszentrale jedes Ortes in der Villa, jedes Zimmers!« Maître Holloschek lächelte, bediente mehrere Schalter, Bildschirme leuchteten auf. Farcas Holloschek wurde blass. Margret Teyler nahm seine Hand.

»Wer ist für diese Anlage und diese Räume zuständig?«

»Ihre Mutter«, sagte Austin Holloschek.

»Das müssen wir ändern«, sagte Margret Farcas, strich sich durch die Haare, gab Herrn Teyler einen Kuss und ging all diese schönen geschwungenen Treppen hinauf bis in die Kuppel. Ihr Kleid schwang, ihr Rücken war gerade. Die steile Wendeltreppe zuletzt. Die Tür. Die Frau, verborgen hinter dem größten der Teleskope.

»Mutter!«, sagte Margret Teyler.

»Du hast lange gebraucht. Du hast nicht hingeschaut«, sagte die Mutter, zog ihren weißen Kittel aus, legte ihn Margret auf den Arm. »Er wird dir passen. Hier steht einiges an Technik: Ein Linsenteleskop, ein Radioteleskop. Du wirst die Sünden der Sterne sehen. Und die Kinder. Du wirst mehr erfahren, als dir lieb ist, aber du bist im Gegensatz zu mir ein glücklicher Mensch. Und nun gehe ich, damit du endlich Ruhe vor mir hast. Margret, ich bin schon lange tot. Du hast nicht hingeschaut, ich war nie eine alte Frau, die schlecht sah, gierig aß, deren Finger nicht mehr griffen. Das war dein Bild von mir.«

Die alte Frau strich mit der Hand im Vorbeigehen über den Arm ihrer Tochter. Margret stand stocksteif, ließ die Mutter gehen, ließ sie in ihr Grab gehen. Sagte: »Ich habe

nicht gelernt, mit Teleskopen umzugehen«, und hörte, wie die alte Frau rief: »Ich habe das Nötigste aufgeschrieben.«

Ein großes schwarzes Notizbuch lag aufgeschlagen auf dem schmalen Schreibtisch. »Liebe Margret«, stand da und dann Seite für Seite in einer kleinen akkuraten Schrift, was ihre Mutter jeden Tag seit ihrem Tod in dieser Villa getan hatte. Mit genauen Erklärungen der Technik im Keller und der Fernrohre. Mit einer Liste aller Namen derer, die im Haus arbeiteten. Margret kletterte eine schmale Eisenleiter hoch, bis in die Spitze der Kuppel. Sie öffnete die Fensterluke, wand sich hinaus, umarmte die dicke Ummantelung der Antenne. Durch die Baumspitzen hindurch sah sie den Wannsee glitzern. Es war Frühling, die kleinen Passagierboote fuhren wieder. »Das ist mein Haus«, schrie Margret in den Himmel, dann stieg sie wieder hinunter und machte sich auf die Suche nach Herrn Farcas.

»Kommst du mit?«, fragte Margret. »Auf eine lange Reise?«

»Ja«, sagte Herr Farcas. »Und das Museum?«

»Später«, antwortete Margret. »Später, wenn du in deinem Hotel gespielt hast, wenn ich Ärztin gewesen, wenn wir gereist und glücklich gewesen sind. Dann kümmern wir uns um die Verbesserung der Welt.«

Margret übergab der Köchin alle Verantwortung und die nötigen Vollmachten, schickte dem Notar eine Meldebescheinigung. So erfüllte sie die Bedingungen des Erbes. Ihr Wohnsitz war die Villa. Bis an ihr Lebensende. Dann verließen eine Frau und ein Mann Hand in Hand das Haus, gingen zum Anleger und fuhren über den See. Der Mann aß Würstchen, die Frau tunkte sie in Senf und biss ab. Der Mann bestellte neue Würstchen. Dann verschwanden sie aus dem Bild. Austin Holloschek hörte sofort auf zu winken, schloss die Luke der gläsernen Kuppel, strich sein Jackett glatt, umarmte sich und lächelte. Ein Maître. Er sagte: »Wir sind, was wir als Kinder waren, nur größer, älter und dicker.«

Dann rief er: »Mutter! Sie sind fort. Für lange Zeit sind sie fort.« Er lächelte.

Margret Farcas und Herr Teyler waren nackt und angezogen sehr glücklich. Austin Holloschek war froh, wieder über sein Reich regieren zu können, aber manchmal befielen ihn Zweifel. Wen hatte Mutter gemeint: Margret oder ihn, die Tochter oder den Sohn?